

Sächsische Zeitung

SZ-ONLINE.DE

Die Angst vor dem Rekrutenschinder

Vor knapp hundert Jahren absolvierte Georg Kießling seine Soldatenausbildung in Königsbrück. Ein Erinnerungsbericht

03.08.2014

Bild 1 von 3



Georg Kießling in der Sächsischen Uniform. 1898 geboren, begann für den Dresdner 1916 die Rekrutenausbildung in Königsbrück. Dazu gehörte auch das Training am Maschinengewehr (oben rechts). Für die jungen Männer war die Militärzeit mit viel Leid verbunden. Georg

Die Stadt Königsbrück ist eng mit der Militärgeschichte verbunden. Der Truppenübungsplatz prägte jahrzehntelang das Leben der Menschen in der Region. Inzwischen ist die Militärzone Naturschutzgebiet. Die Erinnerung an die Vergangenheit bleibt – zum Beispiel bei Bärbel Säuberlich aus Wermisdorf. Ihr Vater absolvierte einst seine Rekrutenausbildung in Königsbrück. Das ist fast hundert Jahre her. Für die SZ stellte Bärbel Säuberlich Auszüge aus dem Tagebuch ihres Vaters Georg Kießling zur Verfügung – Dokumente einer vergangenen Epoche.

Auszug aus dem Kriegstagebuch von Georg Kießling aus Dresden:

Es begann mit meiner Einberufung am 15. November 1916, sechs Wochen vor meinem 18. Geburtstag. Schon am Tage vorher wurde die Soldatenkiste gepackt. Ein Paar Pantoffeln, 1 blaue Schürze, 1 Hemd, 1 Unterhose, 1 Scheuerbürste, Seife und dann einen hübschen selbst gebackenen Kuchen, Mälze (Bonbons), Butter, Fett, Wurst, Malz, Zucker, gekochte Eier und noch vieles anderes kamen in meine Kiste. Nachmittags zogen wir nach dem Neustädter Bahnhof.

Kießling hielt vieles davon in seinem Tagebuch fest. Fotos: privat,
Repros: SZ

© - keine angabe im hugo-archivsys

Noch ehe wir den Bahnhof erreichten kamen andere Neueingezogene. In der Bahnhofshalle ertönte dann das Lied „Fahr wohl, fahr wohl mein teures Lieb“. Obwohl ich zur Zeit kein Liebchen hatte so ging mir's kalt über den Rücken. Dann ging's nach dem Transportzug und in einer IV. Klasse nach Königsbrück. Auch hier hatte es geschneit, in folge dessen war auf dem Weg nach dem „Neuen Lager“ mächtiger Dreck. Ein Lied nach dem anderen wurde gesungen und so marschierten wir mit unserer schweren Fresskiste durch Königsbrück. Als wir nach langem Marsch ein Licht links der Straße erblickten, hofften wir bald an Ort und Stelle zu sein. Aber wir liefen noch eine lange Strecke ehe der Eingang zum Lager kam. Im Lager selber begafften uns die Soldaten und machten allerlei Witze über uns Neurekruten. Nun ging es von einem Winkel zum anderen. Für den Trupp, wo ich unglücklicherweise dabei war, fand man keine Unterkunft. Endlich, nachdem wir ganz durchgefroren waren und nasse Füße hatten, ging's in eine Baracke. Gleich gab's Arbeit. Decken wurden eingezogen, Strohsäcke aufgeschüttelt ... Nachdem ich ein feines Abendbrot, welches ich von Muttern hatte, verdrückt hatte, ging es in die Falle. Aber ich konnte ewig lange nicht einschlafen. Das Bett war an allen Enden bucklig, und der Strohsack war härter als die Ofenbank.

Als ich acht Tage Soldat war, lief ich immer noch in meinen Zivilsachen herum und fasste als erster auf der Kammer einen Helm. Später einen Drilllichanzug, dann ein paar Tage später ein paar Schuhe usw.. Die erste Zeit gingen wir in Uniform und Hut zum Mittagessen oder noch eher im Drilllichanzug und Helm, einfach zum Totlachen. Nach 14 Tagen wurde das „Franzosenlager“ wegen Masern und Scharlachkranken gesperrt. Als sonntags Besuch kam, konnte derselbe nur am doppelten 2 Meter hohen Drahtzaun abgefertigt werden. Indessen durften wir nicht mehr in die Kantine oder sonst ins Lager gehen. Der Korporalschaftsführer musste auf einem Zettel aufschreiben, was wir aus der Kantine wünschten und er musste für uns den Laufjungen machen. Das Schönste war, wir durften auch nicht auf den Exerzierplatz und brauchten nicht zu exerzieren. Als aber die Sperre vorbei war, gings auf dem Exerzierplatz frei weg. Anfangs wurden Freiübungen gemacht und das Hinlegen und Marschieren geübt. Obwohl wir an die Vorderflossen froren, durften wir keine Handschuhe anziehen. Waren wir fertig mit diesen Übungen, hatten wir steife Finger, froren wie die Schneider und waren durchnässt bis auf die Haut. Am 16. Dezember 1916 ging's hinaus auf die Kasinohöhe, wo wir Rekruten des Jahrgang 1898 vereidigt wurden. Am selben Tag durften wir nachmittags bis 9 Uhr ausgehen, wurden aber ins Gebet genommen und aufmerksam gemacht, recht gut die Vorgesetzten zu grüßen. Ich war auch nach Königsbrück rein gegangen und hatte mir unter anderen ein paar Äpfel gekauft. Vergnügt auf den freien Nachmittag schlenderte ich durchs Städtel. Inzwischen hatte ich Appetit auf einen Apfel und guckte suchend in die Tüte. Nichts Böses ahnend, ging ich Schritt für Schritt bis mich ein Unteroffizier anrasselte und mir plausibel machte, warum ich nicht begrüßt hätte. Der gute Mann schrieb meinen Namen auf und hatte mir damit den ganzen Tag versaut.

Nach Weihnachten ging aber erst der richtige Schwindel mit dem Maschinen-Gewehr los. Jeden Morgen ging's mit dem schweren M.G. hinaus auf den Schinder (Exerzierplatz). Nun ging es Hinlegen, auf, Flachstellung und immer feste durch die Schneepatsche. Wir Rekruten dachten gern an „ dr Heeme“ und glaubten sterben zu müssen, zumal der Unteroffizier sagte, wenn wir nicht im

Felde fallen, dann müssen wir vielleicht schon auf dem Exerzierplatz verrecken. Dann hieß es wieder ganz höflich „Sie Rindvieh, Sie Vieh“ und andere noch schönere Kosenamen. Am liebsten hätte ich manchmal den ganzen Dreck hingeschmissen, aber da hatte ich wieder Angst vor dem Fockenkarle (Arrest).

Beim ersten Scharfschießen mit dem M.G. in Quoosdorf hatte ich derart steife Finger, dass ich nicht einmal den 5. Schuss tun konnte. Am selben Tag habe ich alle Finger erfroren und musste zur Behandlung in die Revierstube. Dort wurden meine Finger eingewickelt, sodass ich kaum zugreifen konnte. Dadurch brauchte ich 14 Tage keinen Dienst mit zu machen.

Ich war noch nicht ganz geheilt, als es wieder zum Scharfschießen ging. Da es wieder so kalt war, suchten wir Unterschlupf in einem nahe gelegenen Geräteschuppen, den wir erst mit großer Mühe aufsprengen mussten. Da es sehr lange Zeit gedauert hatte ehe die M.G. richtig eingebaut waren, war das Wasser (Kühlwasser) eingefroren und so musste erst ein Feuer unter dem M.G. gemacht werden.

Viel Dienst gab es immer, aber keinen Urlaub und so erwartete man sonntags den Vater, die Mutter oder sonst eine liebe Seele von Daheim, die einem etwas mit brachte. Wie war ich froh, als ich eines schönen sonntags auf Urlaub fahren durfte. Sonnabends Mittag als die Urlaubsscheine verteilt wurden, brüllte uns der Feldwebel wegen schlecht geputzter Rockknöpfe oder wegen einem schmutzigen Taschentuch an. Einige Kameraden mussten in der Feldmütze fahren, weil sie an ihrer Eigentumsmütze die Stege entfernt und zum Schein nur Streichhölzer darunter gesteckt hatten. Aller Beschiss klappt eben nicht. Nicht viel weniger als ich freuten sich auch die Eltern und Geschwister, als ich auf Urlaub kam. In der Nacht von Sonntag auf Montag kam man nun mit Liebesgaben bepackt im lieben Königsbrück an. Die anderen Kameraden schliefen schon längst, als wir Urlauber unser mit gebrachten Sachen auspackten und kosteten. Als ich bereits eine halbe Stunde in meinem Kasten lag, merkte ich, dass man etwas unter mein Betttuch gelegt hatte. Beim Nachsehen fand ich eine Kehrschaufel. Andere Kameraden brachten aus ihrer Forzkapsel Feuerhaken, Besen und sogar drei Waschbecken hatte man einem ins Bett gestellt...

Am „schönsten“ war es immer auf der Hindernisbahn. Zerrissene Uniform und ausgerissene Tallinhaken brachte es immer ein. Der Feldwebel sagte: „Ihr seid in der affenartigen Geschwindigkeit eines geölten Blitzes über alle Hindernisse, wenn nicht, dann machen wir Überstunden und müssen üben“. O dieser Rekrutenschinder. Kamen wir vom Schinden dann hieß es, in drei Minuten alles heraustreten in ganz gewichsten Schnürschuhen und Drillichanzug. Ging das nicht schnell genug, dann hieß es, in 3 Minuten feldmarschmäßig antreten. Ja, dann mussten erst die Stiefel vorschriftsmäßig gesäubert und geschmiert werden, mit schmutzigen Sachen darf sich keiner sehen lassen. Wenn das nicht klappte in fünf Minuten im Paradeanzug stellen. O Elend, die Kerle sind verrückt. In Windeseile wurden die Knöpfe geputzt und dann die vorerst mit Schmiere fettig bearbeiteten Stiefel blank wixsen. Soviel brachte ich doch nicht fertig und weiß Gott, ein paar große Krokodilstränen rannen über mein erhitztes Gesicht. „Schön ist's beim Militär, wenn bloß der Rotz nicht wär“. Noch schöner ist's beim Essenfassen. 25 Mal pfeift der Unteroffizier und die ganze Meute steht in einem Augenblick wie eine Mauer mit der Schüssel unterm Arm zum Essen fassen bereit. Nun werden erst die Schüsseln, Bestecks und Fingernägel auf ihre Sauberkeit geprüft. Ist nun einer dabei der die Halsbinde nicht angesteckt

oder einen Knopf offen stehen hat, muss die ganze Bande nochmals wegtreten. Sind wir dann wirklich an der Küche und einer sagt einen Mucks, dann geht es hundertmal im Parademarsch, mit Hinlegen als Zwischenakt, mit der Schüssel und hungrigen Magen um die Küche. Als ich einmal Stubendienst hatte, war aus Versehen ein Zigarettenstummel liegen geblieben. Die Folge war, der andere Stubendienst und ich mussten gemeinsam auf der Kehrschaufel diesen Stummel zur Aschengrube bringen. Da die anderen Kameraden darüber lachten, mussten dieselben 100-mal im schnellsten Galopp um die Baracke sausen.

Am 14. August 1917 war ich auf dem letzten Urlaub, um am 15. ins Feld zu rücken. Wieder war ich von den Lieben daheim mit Liebesgaben bedacht worden. Am 15. ging es mit Musik und Gesang nach dem Bahnhof. Alle hatten ein grünes Zweiglein am Helm und Gewehr. Als die Kapelle „Muß i denn zum Städtele hinaus“ spielte, rollte der Zug davon. Unterwegs gab es schöne Städte und Dörfer zu sehen und scherzend grüßten wir die Mädels, die uns mit Tüchern winkten. Oft flogen aus den Fenstern Ansichtskärtchen mit einem Gruß hinaus. Einige Kameraden waren auf die Dächer geklettert, andere liefen von einem Wagen zum anderen um die Notdurften zu verrichten, denn nicht in jedem Wagen war ein Abort. An der deutschen Grenze mussten die Eisenbahnwagen wieder abgeputzt werden. Die Eisenbahn brachte uns nach Belgien, wo wir einer Reservedivision zugeteilt wurden.

Georg Kießling war sieben Wochen als MG-Schütze an der Westfront im Einsatz. Hier überlebte er mehrere schwere Kampfeinsätze. Am 2. Oktober 1917 wurde er mit seiner Einheit an die Ostfront nach Russland verlegt. Bei einem nächtlichen Scharmützel erlitt er eine erhebliche Verwundung, sein MG-Ladeschütze wurde dabei getötet. Für ihn war es der Heimatschuss. Unter der Verwundung litt er zeitlebens.

Artikel-URL: <http://www.sz-online.de/nachrichten/die-angst-vor-dem-rekrutenschinder-2896807.html>
